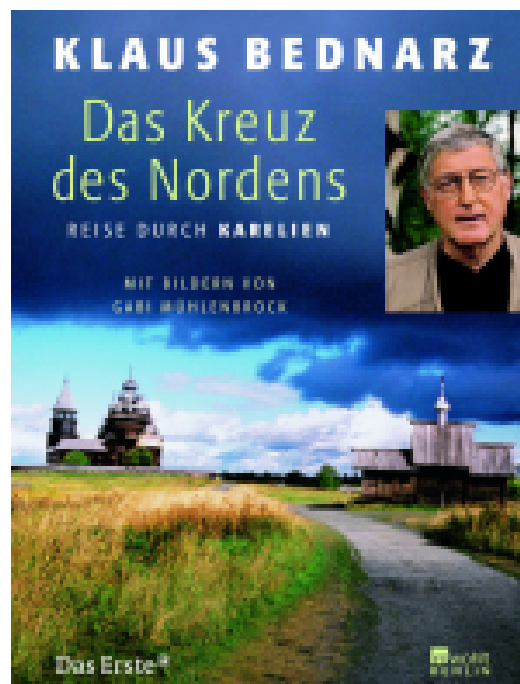


Leseprobe aus:

Klaus Bednarz

Das Kreuz des Nordens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

INHALT

DAS KREUZ DES NORDENS – EIN PANORAMA 7

TEIL 1: **VOM ONEGA-SEE ZUM POLARKREIS** 27

Auf dem Onega-See 29

Kishi, die «Perle Kareliens» 32

Im Dorf Serjodka 35

Erbe des GULAG: der Weißmeer-Kanal 39

Am Ufer des Weißen Meeres: Belomorsk 43

«Eine Mahnung für die Zivilisation» 47

Rentierhirten am Polarkreis 50

TEIL 2: **DAS GRENZLAND** 141

Im Dorf Scholtosero 143

Walaam, das «Athos des Nordens» 147

Padosero 152

Kalevala, Ort und Mythos 154

Die letzte Runensängerin 157

Über die Grenze nach Finnland 160

Hoilola 164

**DAS KREUZ DES NORDENS –
EIN PANORAMA**



Die Kuppeln der Mariä-Schutz-Kirche auf der Insel Kishi im Onega-See.





Das Folklore-Ensemble von Kishi.





Seenlandschaft in Finnisch-Karelien.





Karelischer Bauer bei der Heuernte.



TEIL 1: VOM ONEGA-SEE ZUM POLARKREIS

Auf dem Onega-See

Der altersschwache Kutter, dessen dunkler Rauch durch den verrosteten Schornstein in die glasklare, würzige Seeluft entweicht, keucht und rumpelt, als würde er jeden Augenblick seinen Geist aufgeben. Doch Iwan, der junge Kapitän, beruhigt uns. Sein «Sturmvogel», wie der Dampfer heißt, sei nicht einmal fünfzig Jahre alt, und er würde uns wohlbehalten über den Onega-See bringen, wohin auch immer wir wollten. Vorausgesetzt, die erst kürzlich reparierte Antriebswelle versage nicht endgültig. Denn Ersatzteile für diesen Schiffstyp gebe es nicht mehr.

Wir sind inzwischen fast drei Stunden unterwegs, und nur im Süden ist noch schemenhaft ein Uferstreifen zu erkennen. Ansonsten Wasser, so weit das Auge reicht. Der Onega-See ist – nach dem benachbarten Ladoga-See – der größte Europas. Jetzt packt Maxim zum ersten Mal seine Kamera aus und wartet auf das weiche Nachmittagslicht, das die Schatten der phantastischen Wolkenformationen auf dem fast ruhigen Wasser wie von Zauberhand zerfließen lässt.

Mehr als ein Jahr haben wir diese Drehreise vorbereitet. Sie soll uns kreuz und quer durch Karelien führen, jenes sagenumwobene Grenzland zwischen Russland und Finnland. Es erstreckt sich von St. Petersburg bis zum nördlichen Polarkreis, vom Finnischen Meerbusen im Westen bis zum eisbedeckten Weißen Meer im Osten. Als «Land der blauen Seen, schroffen Felsen, wilden Flüsse und unendlichen Wälder» wird es in unzähligen Gedichten und Liedern beschrieben; ein Land, umrankt von geheimnisvollen Mythen, die bis in die graue Vorzeit zurückreichen.

Fast die Hälfte der Fläche Kareliens ist von Wasser bedeckt, mehr als sechzigtausend Seen sollen es sein. Der Rest sind Wälder – das größte Waldgebiet Europas, der größte Sauerstoffproduzent des Kontinents.

Das alles haben wir in vielen klugen Büchern gelesen. Und es geht uns erneut durch den Kopf, während unser «Sturmvogel» ächzend durch das tiefblaue Wasser pflügt. Wir – das sind Kameramann Maxim aus St. Petersburg, mit dem ich schon Filme über Ostpreußen, den Baikalsee, Sibirien und Feuerland gedreht habe; dazu Toningenieur Andrej, ebenfalls erprobt in Sibirien und am Baikalsee, Gabi Mühlenbrock, die uns als Fotografin bereits auf mehreren dieser Reisen begleitete, sowie Igor, seit vielen Jahren als Producer für das ARD-Studio in Moskau tätig.

Für Maxim, Andrej und Igor war die Idee, einen Film über Karelien zu machen, naheliegend – im Wortsinne. Sie alle leben in St. Petersburg, und Karelien beginnt fast vor ihrer Haustür. Die Natur wie die Geschichte dieser Landschaft sind ihnen seit Kindheit vertraut, die dunklen Zeiten ebenso wie die hellen, wie es in einer russischen Redewendung heißt.

Obwohl im Hohen Norden gelegen, ist Karelien eine der ältesten Kulturlandschaften Europas. Über sechstausend Jahre alte Steinzeichnungen an der Küste des Weißen Meeres, unweit des Polarkreises, sind gut erhalten und zeugen vom Leben und Alltag der urzeitlichen Meeres- und Taigajäger in dieser Region. Der Süden Kareliens birgt einzigartige kulturhistorische Denkmäler, kunstvolle Bauten altrussischer Holz- und Steinarchitektur, die nach dem Ende der Sowjetunion teilweise wieder ihrer geistlichen Bestimmung übergeben wurden.

Seit dem 12. Jahrhundert hatten sich hier im Nordosten Russlands, wo es keine Leibeigenschaft gab, russische Bauern angesiedelt, die meist im Frieden mit den karelischen Urvölkern – vor allem Kareliern, Wepsen, Samen – lebten. Russisch-orthodoxe Einsiedlermönche gründeten an den äußeren Grenzen Kareliens mächtige Klöster und Kirchen, die, wie es in einer alten Chronik heißt, «Frieden und Ruhe in den Herzen der Menschen des Nordens verteidigen sollten». Und bald schon brachten sie die finnisch-ugrischen Urbewohner Kareliens dazu, den orthodoxen Glauben der Russen anzunehmen. Der Reichtum der Natur und der Fleiß seiner Bewohner, meist Bauern,

Handwerker und Fischer, ließ Karelien bis ins 19. Jahrhundert zur wohlhabendsten Region Nordrusslands und Finnlands werden.

Doch auch die dunklen Zeiten Kareliens sind uns bewusst. Nur wenige Regionen Europas wurden in der Geschichte so heftig umkämpft wie das – gemessen an seiner Gesamtfläche – fast menschenleere Karelien. Auch heute noch leben dort, auf einem Territorium beinahe so groß wie Deutschland, weniger Menschen als etwa in Köln, knapp achthunderttausend. Jahrhundertlang war Karelien Spielball der großmächtigen Nachbarn Russland und Schweden, gebeutelt von Kriegen, Schauplatz blutiger Schlachten, Reibungsfläche zwischen östlicher und westlicher Kultur und Religion. Noch im vergangenen Jahrhundert lieferten sich Russen und Finnen, deren Staat erst 1917 unabhängig wurde, blutige Kämpfe um Karelien – den legendären «Winterkrieg» 1939/40 und den «Fortsetzungskrieg» an der Seite der deutschen Wehrmacht in den Jahren 1941 bis 1944, der schließlich mit dem Sieg der Roten Armee und der Teilung Kareliens endete. Fast neun Zehntel Kareliens fielen an die Sowjetunion, der Rest verblieb bei Finnland. Und so ist es bis heute.

Auf der fast achtstündigen Autofahrt von St. Petersburg in nordöstlicher Richtung zum Onega-See haben wir eine Grenzstation passiert, an der uns – quer über die Straße – ein großes Transparent begrüßte: «Willkommen in der Autonomen Russischen Republik Karelien». Kontrolliert wurden wir nicht. Die Autonomie habe nichts zu bedeuten, murmelte Igor. Sie stehe nur auf dem Papier. Auch in Russisch-Karelien werde alles Wichtige von Moskau entschieden.

Gegen Abend kommt über dem Onega-See Wind auf. Wir haben gelesen, dass der Name des Sees aus dem Finnischen stammt und «rauschendes Gewässer» bedeute, was auf die heftig tosenden Wellen während der Herbst- und Frühlingsstürme zurückzuführen sei. Doch unser Kapitän beruhigt uns. Zum einen hätten wir Sommer, und ohnehin sei es nicht mehr weit bis zum ersten Ziel unserer Drehreise – der Insel Kishi, einer von etwa 1400 Inseln im Onega-See. Sie wird im russischen Volksmund die «Perle Kareliens» genannt. Und als sich

die ersten Kuppeln und Türme am Horizont aus dem Wasser erheben, verstehen wir auch, warum. Ihre Schönheit macht uns sprachlos, und Maxim schaltet die Kamera nicht mehr aus. Er lässt sie einfach weiterlaufen – bis es dunkel wird und unser «Sturmvogel» unweit des einzigartigen Kirchenensembles von Kishi an einer einsamen Hütte mitten im Schilf anlegt.

Kishi, die «Perle Kareliens»

Es ist schon unser dritter Tag auf Kishi – und noch immer müssen wir Maxim fast gewaltsam davon abhalten, seine Kamera ohne Unterbrechung laufen zu lassen. Nahezu stündlich, zuweilen von Minute zu Minute, ändert sich das Licht, wechseln die Farben des Himmels, die Formen der Wolken. Wir entdecken Farbtöne, wie wir sie zuvor in der Natur nicht gesehen haben. Auf den Filmbildern und Fotos erscheint es, als seien sie am Computer entstanden. Und mit jedem Wechsel des Lichts und der Farben nimmt das Ensemble der großen und kleinen Kirchen auf Kishi einen anderen Charakter, einen anderen Ausdruck an. Sie gelten als die berühmtesten Werke der russischen Holzbaukunst.

«Nirgendwo sonst zwischen Europa und dem Stillen Ozean», erklärt uns die Direktorin des «Architekturhistorisch-ethnographischen Museumskomplexes», zu dem die Kirchen auf Kishi heute zählen, «haben sich so kunstvolle Bauten altrussischer Holzarchitektur erhalten wie hier in Karelien.» Die prächtigste der Kirchen, die Christi-Verklärungs-Kirche mit ihren 22 Kuppeln und 40 000 Schindeln aus Espenholz, kunstvoll zusammengefügt ohne Nägel, Moos oder andere Bindemittel, vergleicht sie in «ihrer Bedeutung als christliches Bauwerk» mit der Hagia Sophia in Konstantinopel, der Moskauer Basilius-Kathedrale und Notre-Dame in Paris. Dabei, so Ekaterina Awerjanowa, die viele Jahre im Kulturministerium Kareliens gearbei-

tet hat, seien die Kirchen auf Kishi «reine Bauernkirchen» gewesen, errichtet von den Bewohnern der umliegenden Dörfer als «Gemeindekirchen», sakrale wie weltliche Versammlungsorte. Für diese Bauern, die zugleich außerordentlich begabte Handwerker waren und ihren Reichtum vor allem beim Bau von St. Petersburg erwarben, seien die von ihnen errichteten Kirchen «gewöhnliche russische Kirchen» gewesen, erbaut mit einem «natürlichen Sinn für Schönheit». Dass daraus ein «Heiligtum der russischen Orthodoxie» würde, hätten sich die Bauern von Kishi wohl nicht träumen lassen.

In russischen Reiseführern neueren Datums werden die Kirchen auf Kishi indes auch in patriotischem Sinne mit der Geschichte Russlands verknüpft. Sie kolportieren die Legende, dass der Bau der Christi-Verklärungs-Kirche von Zar Peter dem Großen höchstpersönlich angeordnet wurde. Tatsächlich ist sie – am Platz einer abgebrannten Kirche – während des Nordischen Krieges errichtet und 1714 vollendet worden, im Jahr des Sieges der russischen Flotte über die mächtige Armada Schwedens – eine «feierliche Hymne dem heldenhaften russischen Volk», wie es in einem der Reiseführer heißt.

Dass die Holzkirchen auf Kishi bis zum heutigen Tag in nahezu unveränderter Gestalt erhalten sind, erscheint nicht nur der Museumsdirektorin als ein Wunder. Zwar erließen die Bolschewiki ein strenges Verbot, die Kirchen für Gottesdienste zu nutzen, und erschossen – wie so viele Geistliche an anderen Orten – auch den Priester von Kishi. Doch sie ließen die Bauwerke als «Denkmal der Architekturge-schichte» äußerlich weitgehend unangetastet. Im Zweiten Weltkrieg, im November 1941, erhielt die an der Seite der deutschen Wehrmacht kämpfende finnische Luftwaffe den Befehl, Kishi zu bombardieren. In den Kirchen, so die Begründung, würden sich russische Partisanen versteckt halten. Doch der finnische Bomberpilot widersetzte sich dem Befehl. Nachdem er Kishi überflogen und dort im Schnee keine Spuren von Partisanen entdeckt hatte, machte er kehrt, ohne seine Bombenlast auszuklinken. Im Jahr 1999 besuchte er als Tourist Kishi, hoch geehrt.

Heute bemühen sich Fachleute aus aller Herren Länder, darunter auch Deutschland, um den Erhalt und die Restaurierung der Holzkirchen, die vom strengen Klima des Nordens in den vergangenen Jahrhunderten erheblich in Mitleidenschaft gezogen wurden und teilweise sogar von akuter Einsturzgefahr bedroht sind. Vor allem die im Inneren marode Hauptkirche «Christi Verklärung» bedarf dringend einer Sanierung. Doch die Mittel dafür, so die Direktorin, reichen vorne und hinten nicht. «Alles Geld, das wir erhalten, kommt vom Staat. Und der gibt heute für Kultur weit weniger aus als früher.» Es gebe auch keine Sponsoren, denn es fehle eine Gesetzgebung, die potenzielle Geldgeber ermutigen könnte.

Im Jahr 2001, erzählt Ekaterina Awerjanowa stolz und bekümmert zugleich, habe Russlands Präsident Wladimir Putin die Insel Kishi besucht. Ein «toller Kerl», der schon morgens um sieben Uhr in die Sauna gegangen sei. Und für die Kirchen sei er voller Bewunderung gewesen. Man müsse alle Kirchen renovieren, habe er gesagt, nicht nur die Hauptkirche: «Was sollen denn sonst die Touristen von uns denken?» Eine Ikone habe der Präsident gestiftet, für die Mariä-Schutz-Kirche. «Aber mehr Geld ist aus Moskau seither nicht gekommen», so die Direktorin. Und dann verabschiedet sie sich eilig, weil sie den Ministerpräsidenten Weißrusslands begrüßen muss, der mit einer Delegation zu Besuch nach Kishi gekommen ist. «Aber Geld wird er wohl auch nicht mitbringen.»

Vom einst so stolzen Bauernstand auf Kishi können wir nichts mehr entdecken. Lediglich auf einer Wiese unweit der Hauptkirche beobachten wir ein älteres Ehepaar bei der Heuernte – mit Holzrechen und Forke. Sorgfältig harkt die Frau im weißen Kopftuch das mit der Sense gemähte Gras zusammen, fährt mit dem Rechen drei- bis viermal über jedes abgeerntete Stück Erde, darauf bedacht, nur ja keinen Halm liegen zu lassen. Mit der Forke spießt ihr Mann, der aussieht wie Lew Tolstoj und auch so gekleidet ist, das zusammengeharkte Gras auf und trägt es zu großen Haufen zusammen. Die beiden sind, wie sie erzählen, die letzten Bauern auf Kishi. Nach der Ausrottung

der freien Bauern durch Stalin, der Zwangskollektivierung und dem Zusammenbruch der meisten Kolchosen und Staatsgüter bei Ende der Sowjetunion gibt es in Russisch-Karelien praktisch keine Landwirtschaft mehr, sagen die beiden, «die Erde liegt brach». Ihre Kinder sind erwachsen, leben in der Stadt. «Uns reicht, was wir haben. Eine Kuh und ein Pferd.» Früher waren sie Landarbeiter auf der Kolchose von Kishi, haben für ihr eigenes Vieh, wie sie sagen, immer nur die Ecken gemäht, wo die Traktoren nicht hinkamen. «Jetzt kümmert sich niemand mehr um das Land. Man kann mähen, wo man will, wie viel man will. In dieser Hinsicht herrscht heute große Freiheit. Man muss nur Kraft genug haben.» Auf unsere Frage, ob es nicht ein sehr schweres Leben sei, schüttelt der Bauer den Kopf. «Wir leben, wie man in Russland lebt. Nicht gut und nicht schlecht.»

Und nach einer Pause, in der er zu seiner Frau hinüberschaut, fügt er mit einer resignierenden Geste hinzu: «Wen interessieren wir schon?»

Im Dorf Serjodka

Er hat sein Leben lang Boote gebaut. Manchmal hat er auch auf der Kolchose als Chauffeur gearbeitet oder im Wald für den staatlichen Forstbetrieb Holz gerückt. Aber meistens hat er Boote gebaut. Nicht irgendwelche, sondern die ganz besonderen, einzigartigen, die sie hier «Kishanka» nennen, nach der nur wenige Kilometer entfernten, berühmten Nachbarinsel. Es sind die typischen Boote des Onega-Sees, aus schwerem Holz, mit einem hochgeschwungenen Bug. Sie werden mit langen Rudern bewegt oder dem rautenartigen Segel, das als Symbol des Onega-Sees gilt. Seit Jahrhunderten haben die Menschen mit diesen Booten die karelischen Seen befahren, hinunter bis St. Petersburg und noch weiter nach Süden oder Westen, bis in die Ostsee. Sie können bis zu zwanzig Personen transportieren, dazu Gepäck. Und